

IV. ZUM SCHLUSS

Hiermit schließe ich nun das Unternehmen ab, Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik in zusammenhängender Weise darzustellen und zu diskutieren, wenngleich Halls eigene Arbeitsweise, wie einleitend erwähnt, stets fragmentarisch bleibt und keine Diskussion abschließend beantwortet. Tatsächlich lädt Halls Vorgehensweise, an den vielfältigsten Punkten seiner Gedankengänge Abstecher zu anderen TheoretikerInnen zu machen, meines Erachtens dazu ein, weiterzudenken und bei Foucault, Derrida, Said, Fanon, Laclau und anderen weiterzulesen.

Reicht ein „strategischer Essentialismus“ aus, um schlagkräftige Bündnisse zu schließen? Oder führt jedeR seinen/ihren eigenen Stellungskrieg? Auf diese Fragen gibt Stuart Hall keine abschließenden Antworten. Er verweigert es wiederholt, auf theoretischer Ebene irgendwelche Garantien für das Gelingen identitätspolitischer Strategien zu geben. Dem stehen auf der Seite der Praxis allerdings einige optimistische Beispiele gegenüber, die als Belege dafür gelten können, dass Hall es mit seiner Haltung ernst meint, wenn er sagt, wir müssten uns trotz fehlender Gewissheiten immer wieder Standpunkte erkämpfen und diese – bis auf Weiteres – behaupten. Eine solche Identitätspolitik, die hier auf die Formel der dezentrierten Positionierung gebracht wurde, wird niemals einen abschließenden Erfolg oder Sieg verzeichnen können, aber sie muss den Kampf ebenfalls niemals als verloren aufgeben.

Mit meiner Darstellung der Strategien der Identitätspolitik 1 und der Identitätspolitik 2 sollte gezeigt werden, dass diese Konzeptionen besonders dann für Analysen von Praxis und für politische Praxis selbst ergiebig sind, wenn man sie nicht als aufeinander folgende Phasen auffasst, sondern als gleichzeitige, neben einander existierende und miteinander vermittelte Elemente versteht. Identitätspolitik 1 ist nicht „von gestern“, sondern als *notwendige Fiktion* ein Korrektiv, das gleichberechtigt neben der Strategie der Identitätspolitik 2 steht.

Es wurde gezeigt, dass die Repräsentation eine entscheidende Rolle in Halls Konzept der Identitätspolitik spielt. Sie ist nicht lediglich ein nachträgliches Abbild einer Positionierung, sondern im symbolischen

Rahmen von Zeichen, Bildern und Texten findet die Erzeugung und Aushandlung von Bedeutung statt.

Zu Beginn dieser Auseinandersetzung war angekündigt worden, dass hier das dezentrierte Subjekt mit seiner kulturellen Identität als Positionierung gedacht und damit sein Sein und sein Handeln in Eins gesetzt werden soll. Positionierung widerfährt dem Subjekt bei Hall einerseits passiv, andererseits trägt es auch aktiv dazu bei. Obwohl in dieser Studie aus Gründen der Darstellbarkeit zunächst separat erläutert (der passive Aspekt in Kapitel II, der aktive in III), ist kulturelle Identität als Positionierung bei Hall letztlich nur als Synthese beider Aspekte fassbar. Geschichten der Diaspora und Entwürfe der Hybridität sind zwar durch historische Gegebenheiten bedingt, aber sie werden stets bezogen auf die jetzige gegebene Situation aktualisiert und dadurch auch geschaffen. Der und die Einzelne haben dabei einen gewissen Gestaltungsspielraum: Der Athlet Linford Christie legt besonderen Nachdruck auf seine britische Identität, indem er seine jamaikanische Herkunft unterschlägt. Der Künstler Dave Lewis hält in seinem Triptychon drei verschiedene Bezüge für seine kulturelle Identität gleichberechtigt in der Schwebe und betont so die Hybridität. Die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak sieht sich selbst in eine Position des Außerhalb (*Outside in the Teaching Machine*) versetzt, Stuart Hall hingegen verortet sich als Mittendrin (*In the Belly of the Beast*). Schon diese vier verschiedenen Repräsentationen, die unter ganz ähnlichen Bedingungen der Positioniertheit stattfinden, zeigen deutlich den Spielraum, der den Einzelnen zur Verfügung steht.

Stuart Hall weigert sich beständig dagegen, als postmoderner Theoretiker eingeordnet zu werden. Meines Erachtens ist diese Einordnung, wenn ein solches Schubladendenken überhaupt sinnvoll sein kann, doch gar nicht so falsch; jedenfalls steht er postmoderner Theorie sehr nahe. Hall verleiht allerdings der Postmoderne (als Geisteshaltung) – bei aller Ablehnung eines Denkens in geschlossenen, totalisierenden theoretischen Modellen, und seiner Betonung der gleichberechtigten Bedeutung des Symbolischen und Kulturellen neben dem Ökonomischen – einiges an Bodenhaftung und Fixierung. Er betont nachdrücklich die immer bereits durch die spezifische historische Situation gegebene Positioniertheit der dezentrierten Subjekte, die die Wahl ihrer aktiven Positionierungsmöglichkeiten definitiv eingrenzt. Hall greift Derridas Denkweise der Dekonstruktion auf, versieht sie jedoch mit „Stoppern“. Das „endlose Gleiten der Signifikanten“ ist keine monotone Bewegung, die Bedeutung so gleichmäßig im Fluss halten würde, dass sie sich in Beliebigkeit auflösen würde. Macht spielt hier eine Rolle, sie sorgt dafür, dass Bedeutung ungleich verteilt ist, was einige Signifikanten über andere privile-

giert. Auf diese Weise entsteht Trägheit, die Bedeutungsgefüge für eine gewisse Dauer stabilisieren kann. Diese Repolitisierung der Dekonstruktion Derridas gelingt Hall durch die Vermittlung Ernesto Laclaus, dessen Konzeption der privilegierten Signifikanten eigentlich nur einen kleinen Ausschnitt eines komplexeren Theoriegebäudes ausmacht, in dem Laclau eine fruchtbare Weiterentwicklung des Hegemoniekonzepts Gramscis betreibt. Laclaus im deutschen Raum bisher eher weniger diskutierter Ansatz hätte auch hierzulande mehr Beachtung verdient.

Hall ist hier als ein postkolonialer Theoretiker vorgestellt worden, der als seinen vornehmlichen Bezugsrahmen das Zentrum des größten aller ehemaligen Kolonialimperien, das ehemalige „Mutterland“ seines Herkunftslandes Jamaika benennt. Großbritannien gilt nicht nur sein kritisches Interesse, sondern auch sein ganzes Engagement. Seine Forderung, dass die britische Geschichte neu erzählt werden müsse, lässt sich ebenso auf alle anderen europäischen Nationalstaaten übertragen, natürlich Deutschland eingeschlossen. Dem Projekt „Nation“ steht Hall weniger ablehnend gegenüber, als dies bei vielen linken Theoretikern der Fall ist. Er bearbeitet diesen Identifikationsrahmen mit konstruktiver Kritik, und bemüht sich nicht in dem Maße um seine endgültige Überwindung, wie dies in der neueren Transnationalismusforschung geschieht. Während solche Perspektiven inzwischen darauf hinweisen, dass für einen wachsenden Teil der Weltbevölkerung der Bezug auf eine Nation für ihren kulturellen Selbstentwurf und ihre Lebensweise kaum eine Rolle mehr spielt und sie sich in mehrfacher Weise über nationale Grenzen hinwegsetzen, bleibt bei Hall auch im Konzept der Hybridität der Bezug auf die Nation erhalten, selbst wenn deren eigene kulturelle Hybridität enthüllt wird.

Aus – im engeren Sinne – soziologischer Sicht bleibt gegenüber Stuart Halls Arbeiten der Vorwurf bestehen, die ökonomischen Bedingtheiten zu vernachlässigen. Er streitet diesen Vorwurf nicht ab, betont sogar nachdrücklich die Notwendigkeit, das Ökonomische mit einzubeziehen; die Einlösung dieser Forderung überlässt er allerdings anderen.

Hall zeigt überzeugend, dass ein großer Teil der Aushandlung von Machtverhältnissen im Bereich des Symbolischen und Diskursiven stattfindet. Das Interview eines Boulevardblattes mit einem Sportler über sein Gefühl der Zugehörigkeit ist mehr als banaler Klatsch und Tratsch, hier findet ein konkretes Gefecht im Stellungskrieg statt, möglicherweise wird in dem Augenblick eine Bresche geschlagen, oder anderen Nachzügler Feuerchutz gegeben. Da Hall sich aber in späteren Jahren mit der Kunst wieder einem Bereich des Kulturellen zuwendet, der bezüglich Produktion *und* Rezeption mit weitaus engmaschigeren Exklusionsme-

chanismen versehen ist als die Massenmedien, bleibt vorsichtig zu fragen, ob eine solche Blickverengung nicht auf Kosten der hegemoniekritischen emanzipatorischen Wirkung geht. Es bleibt eben, wie Hall selbst feststellt, ein signifikanter Unterschied zwischen der Hybridität eines Intellektuellen oder eines Künstlers einerseits, und der eines arbeitslosen Jugendlichen ohne Schulabschluss andererseits. Während die einen mit ihrer Bastardidentität spielen können, können die anderen das Wort „Hybridität“ kaum buchstabieren. Ob das von Hall im intellektuellen und künstlerischen Milieu diagnostizierte emanzipatorische Potential kultureller Hybridität auch auf dem Terrain Marginalisierter und Benachteiligter nutzbar gemacht werden kann, oder aber unterwegs von Markt- und Konsummechanismen eingeebnet wird, bleibt abzuwarten und im Einzelfall zu prüfen. Meines Erachtens dreht man sich mit der allgemein gestellten Frage im Kreis, ob durch das Eintreten Marginalisierter in Bereiche des Zentrums ein Erfolg für diese zu verbuchen ist oder dies als Vereinnahmung betrachtet werden muss. Wo fängt Marktgängigkeit an und wo hört Anerkennung auf? Wo schlägt die eine in die andere um? Wann erweist sich Hybridität als subversives Potential, und wo ist sie nur der letzte Schrei nach Unterhaltung? Auch hier gibt Hall keine abschließenden Antworten; die dezentrierte Positionierung bleibt eine Gratwanderung. Hall hält mit energetischem Optimismus die Spannung aufrecht und ermutigt zur immer wieder neuen Behauptung im Stellungskrieg – ohne Garantien.